

### Japanische Bäder.

Einer Schilderung des japanischen Badelebens begegnen wir in dem unlängst erschienenen Werke: Wanderungen durch Japan, von Officier Nippold, der mehrere Jahre als Lehrer der Medizinwissenschaften an der Akademie zu Tokio gewirkt hat. Nippold gibt zunächst einen anziehenden Bericht über seine Lebensweise in dem reizenden Badeort Schimobara. Es heißt darin: Um 6 Uhr wird aufgefunden und gleich in das heiße Bad von über ca. 100 Grad Föhrenheit gestiegen. Darauf folgen Ueberduschungen mit möglichst kaltem Wasser. In dieser Weise badet man in Japan ununterbrochen Sommer und Winter. Man friert im Winter nur vor, nicht nach dem Bade; man kann sich nach dem Baden bei der größten Kälte mit eiskaltem Wasser übergießen. Im Sommer kommt es einem ungetrübter nach dem heißen aber viel kühler vor, und das kalte Wasser wirkt nach dem heißen auch viel erfrischender. Der interessanteste aller japanischen Badeorte ist Kusafuku, wohin jährlich Tausende von Japanern im Vertrauen auf die Heilkraft der heißen, stark schwefelhaltigen Quellen ziehen. Die meisten Quellen besitzen eine Temperatur bis zu 150 Grad Föhrenheit und darüber. In solchem tosenden Wasser zu haben ist eine der größten Qualen. Bei diesen Quellen selbst selbst den Japanern oft der Muth, und nur mit Widerstreben fügen sich die armen Patienten dem ärztlichen Befehl. Nippold erzählt in anschaulicher Weise über den Gergawa bei dem Baden: Um 5 Uhr wird im Dorf gekläret, und alle Diejenigen, die vom Arzte zum Gebrauch der ganz heißen Quellen herbeigeführt sind, nach der Badestelle. In dem geräumigen Badehause ist bereits eine große Anzahl von Personen versammelt, die ihre Vorbereitungen zu dem Bade treffen. Eine Anzahl steht um das mit dem tosenden Wasser gefüllte Bassin herum. Jeder hat ein Brett in der Hand. Alle begeben dieses Brett tauchmäßig, indem sie es einstecken und damit das Wasser von unten herauf in die Höhe spritzen. Nachdem dies etwa zehn Minuten gedauert hat, nähern sich die Badenden dem Rande des Bassins, fassen dort wieder und beginnen sich den Kopf mit dem heißen Wasser zu begießen. Einmal die Badenden weiden etwas Einnäsen um besonders empfindliche Stellen des Körpers. Jetzt naht der Augenblick zum Einsteigen in das heiße Element. Vielen fehlt der Muth dazu. Es sind im Ganzen vielleicht 50 Personen versammelt, von denen die meisten die Sache sicherlich schon mehrmals mitgemacht haben. Trotzdem fällt ihnen der Einfluß jedes Mal schwer. Um ihnen denselben zu erleichtern, geschieht das Baden, das Gnein- und Sinaussteigen, nach dem Commando eines Bademeisters. Jetzt naht derselbe das Zeichen zum Einsteigen. Die armen Opfer beantworten daselbst im Chor und machen sich an das Schwimmen. Sie gehen dabei äußerst behutsam und langsam vor, um das Wasser ja nicht mehr, als durchaus nöthig, zu bewegen, da es sonst noch mehr brennt. Zoll für Zoll vorwärts schieben die Körper; endlich sind sie bis an den Hals im Wasser. Reumüthig bleiben sie alle fauern, kaum daß Einer mit den Augen zinzelt. Um die Zeit etwa zu betheiligen, befindet der Bademeister jedes Mal, wenn eine Minute vorbei ist. Trotzdem scheint die Zeit den Badenden eine Ewigkeit zu dauern. Im Chor wiederholt jedes Mal die ganze Schaar die Worte des Bademeisters, der übrigens auch im Wasser sitzt, offenbar um zu beweisen, daß das selbe nichts schadet. „Noch zwei Minuten!“ ruft er, und „Noch zwei Minuten!“ wiederholt der ganze Chor. „Noch eine Minute!“ ertönt es von beiden Seiten, und diesmal schon bedeutend freudiger. Und jetzt erfolgt das Zeichen, daß die Zeit um ist. Mit einer Haß, die nach der vorherigen Langsamkeit doppelt auffallen muß, entfliehet die ganze Gesellschaft der heißen Flüssigkeit. Alle athmen freudig auf, daß die Sache einmal wieder überstanden ist; bis zum folgenden Tage haben sie Ruhe. Es befehrt in der That eines kräftigen Vertrauens auf die heilsame Wirkung, um sich Tag für Tag dieser schrecklichen Tortur auszusetzen.

### Das Jubiläum.

Stich von Julius Weill.

„Er schläft noch!“ sagte der Meister, nachdem er einen Augenblick auf den Tisch hinausgesehen hatte und wieder in die Studie zurückgetreten war. „Am Ende hat er ganz verschlafen, was heute für ein Tag ist?“ Die Meisterin, welche gerade dabei war, über den etwas zerbrechlichen Tisch eine weiße Decke zu breiten, erwiderte: „Er hat dich heut noch nicht klappern hören, drum schläft er noch. Wie siehst du denn aus?“ fuhr sie, sich zu ihrem Satten wendend, fort. „Wilhelm, Wilhelm, wie du aber auch bist!“

„Was ist denn?“ fragte der Meister verblüfft und sah auf seinen langen Sonntagströck herunter, der mit Milche über eine wunderschöne Menge von verschliffenem Atlas getöpfelt war und freilich eine Menge verdriehlicher Falten schlug.

„Wie du wieder den Rock zugemacht hast!“ sagte sie. „Das unterste zu obern. Falte mal!“

Nicht ohne Anstrengung brachte sie die ungenügsam großen Knöpfe aus den Knopflöchern, zog den Rock energisch um die bürtigen Schultern des gebuldrigen Mannes, rückte die langen Schöße zurecht und knöpfte ihn von neuem regelrecht zu, während der Meister mit ängstlich emporgedrehtem Kopfe eine Berührung mit den schlatternden Bändern der Staatshaube zu vermeiden suchte, die etwas lose auf dem Kopf der Meisterin saß und deren lebhaften Bewegungen getreulich mitmachte. Endlich saß der widerspenstige Rock, wie er sitzen sollte, und die Meisterin wollte eben zu der unterbrochenen Arbeit zurückkehren, als die Thür hümsch aufgerissen wurde, und ein langaufgepöfferter Junge mit dem Namen Otto, ein kleiner, burschlicher, mit andächtlichem Staaun an den geschmückten Tisch heran, und der letzte Tag gierig den süßen Duft des Rauchens ein, den er mit den Augen zu verschlingen drohte. Nun gefellte sich auch die Meisterin zu ihnen und blickte schmerzvoll auf das wohlgeungene Wort.

„Das hast du gut gemacht, Mutter!“ rief der Meister, sich bergnützig die Hände reibend. „Aber er wird auch seine Freunde drin haben!“

„Besonders an dem Rappulthen!“ fügte der Junge hinzu; aber der Meister erwiderte: „Wenn er so aufs Essen war wie du! Die Zirkelnde wird ihn am meisten freuen und die schöne Zahl drauf. Na, es ist aber auch eine Kleinigkeit: fünfzig Jahre im Amt! Wie der Mensch das auszuhalten kann, fünfzig Jahre einen Tag wie alle Tage zu schreiben und immerfort zu schreiben! Res, Kinder, da gibst du mir doch meine Schufterl, da gibst du mir wenigstens Abwechslung: heute ein Paar langschweifige, morgen ein Paar halbschufige, rindselbener und faltselbener, große und kleine, aber so ein Schreiber — nee, der müßt ich nicht sein!“

„Es wird dabei wohl auch nicht alles über einen Keifen gehen, Wilhelm!“ meinte die Meisterin. „An einem schreit man so und an den andern so, und die Hauptsache ist: man hat sein Brot dabei!“

„Da hast du recht, Mutter!“ gab der Mann nach, „und gemacht wird die Arbeit auch werden. Na, sie werden sich ihm aber auch heute Gedanken, wie sich's gehört.“

„Meinst du, Wilhelm?“

„Du freilich, es ist doch ein Jubiläum, und da gibst immer was. Ich hab's mit dem Gerichtsdiener gesprochen, der meint: 'ne Ehrenbezeugung kriegt er bestimmt, er wüßte bloß noch nicht, was für eine, am Ende einen Orden.“

„nen Orden? Na, was sie so vorne auf der Brust tragen?“

„Ja wohl, und der König selber scheid ihn ein.“

„Ja noch schon“, mischte sich der Junge in das Gespräch, „ne Rettungsmedaille!“

„Dummer Junge!“ bröufte der Meister auf. „Hat er denn einen aus dem Wasser gezogen?“

Die Meisterin aber legte begütigend ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Verdient hätte er sie darum doch, Wilhelm! Hat er uns nicht einmal vom Schlimmsten gerettet? Weißt du noch, wie er vor zwanzig Jahren bei uns eingezogen ist? Da ging's uns gottschämlich schlecht, Wilhelm, ich frage dich, monatelang ohne Arbeit, und da hat er uns seine lauer ersparten Grobfaden hergegeben auf Treu und Glauben, daß wir uns wieder in die Höhe bringen konnten. Und auch nachher wie unsere Gasse gefloren war und so melancholisch im Kopfe wurd, Wilhelm, daß wir glauben, du wüßtest nicht mehr auskommen, wer hat uns da wieder aus der Noth geholt mit Rath und That? Jehnmal hat er die Rettungsmedaille um uns verdient, Wilhelm!“

„Ja,“ pflichtete der Meister bei, unter dessen Augen es verrätherisch glühte, „verdient hat er sie zehnmahl, in Leid und Freud hat er uns beigegeben, sein Legtes hat er für uns hergegeben — bloß dafür, daß wir ihm sein bißchen Geld in Ordnung gehalten und ihn gepflegt haben, wenn er krank war. Das hält' jedes gethan für so einen braven, ordentlichen Metzger, wie der ist. Aber er soll auch sehen, wie wir's ihm danken! Heute ist Feiertag, und Nachmittags wird in den Part gegangen, da muß er unser Gast sein.“

„Un Mutter muß den Kuchen mitnehmen, um seinen Jubiläumorden muß sie ihm auch anheften!“ ergänzte der Junge voll Gier.

Der Meister schüttelte den Kopf. „Ich will euch was sagen“, verlegte er, gelächelnd seine Stimme demspend. „An den Orden glaub' ich nicht. Er kriegt ganz was anderes — was Höheres!“

„Was meinst du denn?“ fragte die Meisterin gespannt.

„Ich habe neulich gehört, es wär' ein Kanjlist abgegangen, der war erst vierzig Jahre dabei und hat einen schönen Titel kriegt, wie er abgegangen ist.“

„Einen Titel? Warum nicht gar?“

„Jawohl! Selbster ist er geworden.“

„Selbster!“ rief die Meisterin und schlug vor Ersäunen die Hände zusammen. „So wie unten der Herr Schmidt im ersten Stod?“

„Ja, ja, Mutter!“ beteuerte der Meister. „Du kannst mir's glauben. Paß auf, er wird's!“

In diesem Augenblick klopfte es an die Thür. Die drei Leuten in der Studie schritten zusammen, denn sie glaubten, der Jubilär melde sich an. Es war aber nur der Briefträger, der einen guten Morgen bot und einen Brief von amtlichem Format mit den Worten hinreichte: „Für Herrn Kanjlist Gutschu. Porpostliche Dienstsache. Kostet zehn Pfennig Porto.“ Mit Vorfreude zitterten die Hände der Meisterin, während die Frau mit dem Bissel der laubenden Schürze den Brief eröfnete und auf den Tisch dicht neben den Feststunden legte. Als der Postbote sich mit freudigem Geize entfernt hatte, machte der Meister einen Freundensprung nach dem Schufterlhemel hin, ergiff den dort liegenden Hammer und schwang ihn triumphierend um sein lahles Haupt.

„Hurrah!“ rief er. „Es lebe unser Selbster!“

„Hoch! hoch!“ fiel der Junge ein. „Nun kann ich mir doch zwei Stücke Kuchen nehmen, Vater?“

„Reinnetzen drei!“ lachte der Meister selbstergnützig, schloß seine Frau um die volle Taille und schmeckte sie ein paar Mal durch die Studie, daß sie sich schwindelig wüldte und ahnungslos hervorfiel: „Wilhelm! Wilhelm! Bist du denn närrisch geworden?“

„Aber auch sie strahlt übers ganze Gesicht, und als der Meister sie löstich und auf den Brief zeigend ausrief: „Du, Mutter, wer hat jetzt recht?“ erwiderte sie: „Wer hätte das gedacht? Selbster!“

„Sch! Stille!“ rief da der Junge, und alle hörten auf. Draußen im Zirkel tiefen sich schlussende Schritte bemerkten, die sich der Studie näherten. Dann wurde ein trocken des Hüpfen laut, und endlich klopfte es. „Gerein!“ riefen drei Stimmen zugleich. Nun öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle zeigte sich ein spindelbürtiges Mädchen mit einem blauen, gelben Gesicht, in dem ein lächelndes bethäufeltes jedesmal an dem Vereinigung zu bitten schien, daß der Träger denselben zu erklimmen wollte. Spärlache genau Haarsträhnen waren sorgfältig in die glatte Stirn vorgekämmt, von der eine überdrückmächtig große Nase tief hinunterfiel; von dem übrigen Gesicht war nicht viel zu erkennen, denn ein Paar altnöthiger Vatermörder, die aus einem mehrfach gewundenen, schwarzebeigen Halsstüch aufschwanden, verbargen Kinn und Wangen fast vollständig. Der bagere Körper hat in einem ehemals schwarzen, jetzt aber besonders an den Knöpfen hart ergrauten Mädchen, das freilich vielleicht recht bequem geflossen haben mochte, im Laufe der Jahrzehnte aber ein wenig en geworden war ungenügsam den Armen mit den übergroßen Händen nur zum Teil Unterschlupf zu gewähren vermochte. Gleichfarbene Weinleiber, die den blendend blank gepulverten Stiefeln ausreichende Gelegenheit boten, sich in ihrem ganzen Umfange zu entfalten, vollendeten die Festgebardung des Jubilärs.

Dieser zog seine die Thür hinter sich zu und trat mit einem lächelnden: „Guten Morgen, Herr Krause! Guten Morgen, lieber Frau!“ in die Studie.

Wenn in dem Meister einen Augenblick die Beforgnis aufgestiegen war, sein Metzger könnte die festliche Bedeutung des Tages verfehlen haben, so war diese Furcht vollkommen grundlos. Seit Jahren spielte dieser Tag in der Gedankenwelt des alten Kanjlist die gleiche Rolle, wie ein langst vorher berechnetes Himmelphänomen in den Klöpfen der Astronomen, und seine Phantasie beschäftigte sich unablässig mit den wunderbaren Ueberraschungen, die er ihm bringen würde. Seine amtliche Laufbahn glück nur allzufreudig einem Wege durch das, unwiderrückliche Land ohne Wechsel und Reiz, ohne den kleinsten Genuß und die kleinste Arbeit; aber am Ziele dieses Weges spiegelte ihm seine Einbildung einen heiteren Tempel vor, den dankbare Anerkennung aufgerichteten und in dem er ausruhen würde von den Mühen seiner Wanderung. Was er am Beginn gewesen war; ein

Lohnschreiber, dem jeden Tag die bürtige Stelle gekündigt werden konnte, er war es heute noch, der knappe Lohn reichte eben nur hin, um nothdürftig das Leben damit zu fristen, und nur den guten Wirthsknechten, die ihm für ein geringes Pfluge und Wohnung gewährten, hatte er es zu danken, daß er sich eine kleine Summe für die Jahre des Alters und der Noth zurücklegen konnte; aber am heutigen Tage, dessen Feier er sicher, würde er die Früchte seiner Arbeit und Rechtsschaffenheit ernten, heute würde er entschädigt werden für alles, was ihm das Leben an Glück und Gaben vorenthalten hatte.

Mit solchen Hoffnungen hatte er die Sonne des Jubilärs begrüßt, und er schloß sich hinsichtlich hart, auch die aussehendsten Huldigungen mit würdevoller Haltung zu sich ergehen zu lassen. Daß sich in der Familie Krause große Dinge vorbereiteten, hatte er längst geseht, aber als er nun die Mitglieder derselben im Sonntagsmorgens verammelt sah, und der appetitliche Geruch des festlichen seine empfindliche Nase kitzelte, beschloß ihn doch ein seltsam wüthendes Gefühl, und im Tone wüthender Ueberrückung rief er mit einem Blick auf den geschmückten Frühstückstisch: „Aber was ist denn das?“

„Nun trat der Meister an den Jubilär heran. In seiner feierlichen Haltung und an der Richtung, die um seine Mundwinkel spielte, merkte man, daß eine Ansprache hielten wollte. Nachdem er sich mehrmals geräusper hätte, begann er: „Gehört Herr Selbster?“ aber in demselben Augenblick schlug er sich mit der Hand auf den indistrenten Mund, der nahe daran gewesen war, ein Geheimniß vorzeitig auszuplaudern. „Nicht doch — nicht doch!“ flammelte er, „ich wollte — hm — Er glühte und schäulte und konnte den verlorenen Jubel nicht finden.“

Da machte die Meisterin seiner Pein ein Ende; ihn sanft besteidende, reichte sie dem alten Schreiber die Hand und sagte: „Na, wir gratuliren Ihnen auch viel, viel tausendmal, Herr Gutschu.“

„Und wünschen Ihnen“ fiel der Meister, der sich inzwischen gefestigt hatte, ein, „daß Sie diesen schönen Tag noch recht oft erleben mögen.“

„Und vor allen Dingen“, ergänzte die Meisterin, „sollen Sie immer gesund und zufriednen sein!“

„Ja, nahm der Meister wieder das Wort, indem er sich den Tische näherte und seine Hand nach dem Briefe ausstreckte, „und eine große Ueberraschung haben wir auch für Sie, Herr Gutschu!“

Die Meisterin kam ihm jedoch zuvor; den Brief ergreifend und reilof in ihre Kleiderstasche steckend, rief sie: „Paß! Erst wird gefrühstückt, es ist Zeit!“

„Jawohl,“ stimmte der Junge eifrig ein, „erst wird fröhlich!“

Schnell nahm die Meisterin die Ranne vom Tablett und ging damit, während der alte Kanjlist über und über gerührt die schöne Guirlande mit der wehblühenden Zahl fünfzig beunderte, in die Küche, aus der sie alsbald mit dem dampfenden Trank zurückkehrte. Dann rückte sie den Tischanschaffungen an ihren Platz heran, setzte das Meffer tief in seinen schneeweißen Leib und zerlegte ihn in Blöcke von erhabener Mächtigkeit, welche das schmackende Entzünden der hungrigen Jungen erregten.

Auch in den Männern machte sich angeheitert dieses Jubilärsfestes trotz der Feierlichkeit des Augenblicks ein gesegneter Fröhlichkeit geltend, und als die Meisterin die Tassen gefüllt, und jeder seinen Reckenheit vor sich hatte, hob ein kräftiges Schmausen und Trinken an, und keiner sprach ein Wort.

Nach einer Weile aber, da die Ranne geleert und in den Kuchlen eine gehörige Bedsee gelegt war, begann der Meister: „Nun, Mutter, rück' mal her aus mit dem Brief!“

Vorsichtig ward das inhaltreiche Document aus der Tiefe der Tasse hervorgeholt, und die Hand des Kanjlisten zitterte, als er es in Empfang nahm und an die etwas lutzföhrigen Augen hielt. Eine leichte Wölbe verbreitete sich über sein Gesicht, und das Herz klopfte ihm vor freudiger Erwartung. Doch bevor er das Schreiben, das ihm den lang ausgedehnten Lohn seiner Treue bringen sollte, öffnete, sagte er, zu dem Meister getoandt: „Sie haben zehn Pfennig Porto veräuslagt, Herr Krause?“

„Lassen Sie das nur!“ erwiderte der Meister ungeduldig. „Erst aufmachen!“

Nun erst entschloß er sich, den Brief unter künstlicher Schonung des amtlichen Siegelabdruckes zu erbrechen, langsam faltete er ihn auseinander und las ihn — und dann fand er fast ohnmächtig in den Stuhl zurück.

„Getändigt!“ flüsterte er.

„Vom Schred gelähmt, daß die Familie da. Der Meister wollte etwas sagen, aber er brachte nichts heraus, Tag in der Gedankenwelt des alten Kanjlist die gleiche Rolle, wie ein langst vorher berechnetes Himmelphänomen in den Klöpfen der Astronomen, und seine Phantasie beschäftigte sich unablässig mit den wunderbaren Ueberraschungen, die er ihm bringen würde. Seine amtliche Laufbahn glück nur allzufreudig einem Wege durch das, unwiderrückliche Land ohne Wechsel und Reiz, ohne den kleinsten Genuß und die kleinste Arbeit; aber am Ziele dieses Weges spiegelte ihm seine Einbildung einen heiteren Tempel vor, den dankbare Anerkennung aufgerichteten und in dem er ausruhen würde von den Mühen seiner Wanderung. Was er am Beginn gewesen war; ein

Augen, und er merkte, daß darin etwas vorging. Aber er durfte jetzt nicht weichen und so klammerten er anfangen, er hatte Mühseliges zu thun. Galtig legte er den Brief zusammen, nahm die Briefe ab, und indem er seiner Frau, deren Blick mit ängstlichem Ausdruck auf ihn gerichtet waren, zunickte, lachte er wiederholt mit den Augen zinzeln, als handelte es sich um eine geheime Verabredung, sagte er den trübseligen Alten sanft bei der Schulter und sagte: „Aber, Herr Gutschu, lieber Herr Gutschu, nehmen Sie sich das doch nicht so zu Herzen!“

Der alte Kanjlist schrak empor, strich sich mehrmals gedanklos über die lahle Stirn und antwortete: „Entschuldigen Sie, Herr Krause, aber ich — ich —“

Und das bemüthige Lächeln, das in den Augenblicken seelischer Erregung aus seinem Gesicht verschunden war, kehrte wieder dahin zurück.

„Sehen Sie, Herr Gutschu,“ verlegte der Meister einbringlich, „einmal müßte es ja doch gesehen, und sehen Sie —“

„Aber gerade jetzt, nach fünfzig Jahren gelübtigt!“ erwiderte der Alte leise, und ein schmerzliches Aufathmen beleitete diese traurigen Worte.

„Gerade jetzt!“ rief der Meister und schlug mit der Faust auf den Kaffeetisch, als wollte er sich selber Muth machen. „Ich hab' mir's auch gelübtigt!“

„Sie haben es gesagt, Herr Krause?“

„Freilich, wie der Brief ankam, wußt ich's gleich!“

„Aber, Vater!“ warf hier der Junge, über solche Doppelgängerigkeit entrüstet, ein; die Meisterin aber, die ihres wackeren Mannes Diplomatie durchschaute, puffte ihn ermunternd in die Seite, daß er schmerzlich aufsteifste.

„Freilich hab' ich's gewußt, Herr Gutschu,“ wiederholte der Meister, indem er wie begütigend seinen Arm um den Stuhl des Kanjlisten legte und ihm zuversichtlich in's Gesicht nickte. „Ich arbeite doch für den Herrn Paß, wisse ich, erst neulich hab' ich ihm ein Paar Doppeltgänger gemacht, feinstes Nostleder, ein Slaat, sag' ich Ihnen! Nun sehen Sie, da hört man so mancherlei, und da darf' ich mir gleich: Heute wird's kommen!“

„Und Sie haben mir nichts davon gesagt? O!“ schloß die Kanjlist vorwärts und versuchte, seinem Gesicht einen vorwurfsvollen Ausdruck zu geben.

„Ach, Herr Gutschu, es war mir ganz recht so.“

Der Alte sah ihn erstaunt an.

„Jawohl, Herr Gutschu!“ Sehen Sie, fünfzig Jahre ist keine Kleinigkeit; wenn man die herunter gearbeitet hat, dann hat man genug, und der Zinzige sind Sie auch nicht mehr, Herr Gutschu, und das Gedächtnis und Gedächtnis kann doch nicht ewig gehen, und was ich noch sagen wollte.“

Seine Argumente drohten auszuweisen, und es war hohe Zeit, daß ihm die Meisterin zu Hilfe kam.

„Krause hat ganz recht,“ sagte sie, indem sie ihren Stuhl dicht an den des Jubilärs heranrückte und wie zum Bedampfen ihre Arme umschlang auf dem Tisch ausbreitete. „Ganz recht hat er, und ich freue mich darüber, daß es so gekommen ist. Was sollen Sie denn mit einem Orden oder gar Titel machen? Du meine Güte, wer gibt denn darauf noch was! Die Wage und Arbeit hätten Sie doch behalten, und ich sage Ihnen, Herr Gutschu, daß Sie aufhören, Sie haben ohnehin nicht viel auf der Wülde, und mit den Augen geht's auch nicht mehr.“

„Meinen Sie wirklich, Frau Krause?“ fragte der Kanjlist ängstlich.

„Nun ob!“ versicherte die Meisterin. „Wenn Sie's noch ein Jahr so weiter treiben, sind Sie blind!“

„Sie sind Krüppel zu machen,“ fiel hier der Meister ein, „das kann der Staat von keinem verlangen.“

„Seien Sie froh, daß die Plakerei ein Ende hat!“ jetzt wird recht das Leben bei Ihnen anfangen, Herr Gutschu. Jetzt können Sie sich ausruhen, brauchen nicht mehr Tag für Tag auf's Amt zu gehen, nicht mehr nach dem und jenem zu fragen, nicht mehr bis in die Nacht die Feder zu schwelten, daß es eine wahre Ehre ist.“

„Ja,“ ergänzte die Meisterin, „und müßig brauchen Sie ja deshalb auch nicht zu gehen. Arbeit wird's schon geben, da bringt der was zum Schreiben, und der will einen Rath haben, Sie verstehen sich ja auf alles. Na, und wenn's auch nicht ist, zum Auskommen haben Sie ja immer genug.“

„Ja?“ fragte der Kanjlist, beinahe erschrocken. „Aber, Frau Krause!“

„Warum denn nicht?“ nahm der Meister wieder das Wort. „Einen Nothgroßen für's Alter, zur Kleidung und anderen kleinen Ausgaben, haben Sie ja zurückgelegt, und was brauchen Sie denn weiter? Oder wollen Sie uns elms untru werden? Jetzt gehören Sie einmal zu unserer Familie, und da bleiben Sie, und von Meibe oder dergleichen reden wir nicht mehr, nicht wahr, Mutter?“

„Das versteht sich!“ stimmte die Meisterin ohne Besinnen bei. „Darüber verlieren wir erst kein Wort weiter, wenn's Ihnen bei uns noch gefällt, Herr Gutschu!“

Dem arbeitsamen Alten kamen die Tränen in die Augen und glitten die eingefallenen Wangen hinunter auf die faubernen Vatermörder.

„Herr Krause — liebe Frau Krause!“ sagte er mit bebenden Lippen und griff nach ihren Händen. „Wie soll ich — wie kann ich?“

„Kein Wort sollen Sie sagen!“ rief

der Meister und brühte ihn, als er sich vom Stuhl erheben wollte, mit sanfter Gewalt nieder. „Die Hauptsache ist: sehen Sie nun ein, daß es so das Beste ist?“

„Wenn man es so aussieht, Herr Krause, freilich, freilich,“ erwiderte er in stiller Ergebung.

Da rief der Meister, als wäre ihm eine große Last vom Herzen genommen: „Bravo, Herr Gutschu! Bravo! So ist's recht! Nun ist's doch noch ein echtes Jubiläum, und heute wird blau gemacht! Erst gehen wir zum Fröhlichoppen — kein Wort, Herr Gutschu, ich hab' mir's gelübtigt! Und nach dem Essen machen wir eine Partie —“

„Un Mutter nimmt den Kuchen mit!“ rief der Junge selbstergnützig. „Da hören Sie den Brief!“ lachte der Meister. Die Meisterin aber trat an den Gast heran, strich ihn mit der Hand zärtlich über die hagere Wade und sagte: „Ja, heute wollen wir mal vom Herzen lustig sein, Herr Gutschu!“

Da wurde es in der begütigten Seele des alten Kanjlisten plötzlich so weit und so hell, und es war ihm, als hörte er eine Stimme rufen: Was klagt du über verlagte Anerkennung und vorenthaltenen Lohn, hat dir das Schicksal nicht das Beste und Schönste auf der Welt gegeben — Menschen, die mit dir fühlen, die dir Treue halten auch in der Noth und im Leide?

„Für unsere Frauen.“

Gute Hausgeister für das Jahr 1894.

Die Weihnachtslichter sind verlöschet, die grünen Tannenbäume verrotten, verblasst der Ruh und Glanz, vergessenen der Jubel des kleinen Volkes, verhallt der feierliche Ton der Sphänergloden und verfliegen die frohen Wünsche, mit denen wir den Jahreswechsel begrüßt. Nur noch von ferne her wie eine schöne Erinnerung tönt die Freude, die in unserer Seele nach und nach sinnend bilden wir zurück nach den unverwundbar verlorenen schönen Feiertagen, für welche wir uns wochenlang vorher gefort und bemüht, an die Sie so viele Wünsche, Hoffnungen und fröhliche Erwartungen geknüpft hatten. Raum will uns das getregelte Getriebe der Alltäglichkeit mit seiner eintönigen Arbeit mehr gefallen, nach der anregenden, abwechslungsreichen Feststimmung. Es ist uns ergangen wie dem Wanderer, der auf seinem Bergespüßel frei und glücklich aufwärts steigt, sich näher fühlt dem blauen Himmel und aller göttlichen Herrlichkeit und weit entzünd dem Staub, Nebel und Rauch der Tiefe. Aber es ist nur ein kurzer Blick, ein rasches Genießen, ein flüchtiges Ausruhen! Bald geht es wieder hinab! Wir müssen abermals hinein in das Rennen und Jagen, in das Sorgen und Arbeiten, Hoffen und Furchen des täglichen Lebens. Unsere Aufgabe ist oft gar schwer und ernst, und wir müßten fast müßlos werden bei dem Gedanken: „Ein neues Jahr, ein neuer Kreis von Tagen, ein jeder bringt Dir seine Ansprüche und Deine Pflichten entgegen! Wie wirst Du allen Anforderungen genügen können?“

Aber wir haben nicht vergehlich in höchster Höhe gewelt, nicht erfolglos den Hauch seines Empfindens gekniet, und wenn auch das Experiment in der freudigen Atmosphäre ein kurzes gezeihen, es hat doch verbeßert und veredelt auf uns eingewirkt. Wir wünschen, daß der Weg empor ein mühselvoller, heiser ist, und wir den Ausblick niemals genießen können, sobald wir die Anstrengung des Höhensteigens nicht ertragen wollen. Wir wissen auch, daß es keine wahre Freude geben kann ohne vorhergehende Arbeit, daß die Höhe uns aufricht zu loden, wenn wir stets in den Bergen wohnen, daß die feste keinen Neiz mehr für uns hätten, wenn wir jahraus jahrein nur feiern wollten.

Wenn also auch der Festesjubel verträufelt, das holde Christkindlein und der traubartige Sphäner entschunden sind, so bleiben doch manch gute Geister bei uns zurüd, die uns helfen werden, die Jahreszeit zu vollbringen. Diese braven Hausgeister heißen Pflichterfüllung und Zufriedenheit. Der Erste gibt uns Muth und Kraft und Ausdauer zu Allem und Jedem, was unser Lebensstellung von uns fordert, und wenn auch manchmal der Arm müde, der Fuß matt und der Geist träge werden wollte, so genügt ein kleiner Nachruf von ihm, und mit erneuter Schaffensfreude gehen wir an's Werk. Der Zweite weiß uns alles Unangenehme und Böse aus dem Wege zu räumen; wenn wir murren wollen über unser Schicksal, dann zeigt er mit heiner Hand auf eine Unzahl von Menschen, denen es viel schlimmer ergoht, und wir nehmen unser eigenes Kreuz gerne wieder auf bei der Schulter, wenn wir sehen, daß viele Andere auch keine geringere Last zu tragen haben. Er macht die Arbeitsstunden kurz, würgt unser Muth, und bringt Frieden in unsere Heimstätten! Beide Geister stehen in innigem Verwandtschaftsverhältnis zu einander, und wenn der Eine uns verläßt, könnten wir den Anderen auch nicht länger bei uns behalten. Drum wollen wir uns bemühen, im Sinne der Weiden unser Leben einzurichten, damit es ihnen bei uns wohlgefällt und wir geleitet und geschützt von unseren guten Hausgeistern, Pflichterfüllung und Zufriedenheit, den langen Weg durch das Jahr 1894 zurückzulegen im Stande sind, wieder die Weihnachts- und Neujahrsgloden feierlich ertlingen.

Ein Prog. Sie: Warum stieft Du denn heut' alle zehn Ringe an die rechte Hand? — Er: Weil ich schwören muß auf dem Gericht!

Nu ab'n!

Schbaziern ging allene  
Ich jingst in aller Ruh?  
Da gam ä hießes Mädchden  
Gemedlich uf mich zu.

Die dhät mich schichbern frager  
Ob ich nich wissen dhät,  
Wie man zur Bürgerweife  
Am allernächsten geht?

Ich zog Sie gleich de Mize  
Und rief: „Nu allemal!  
Ich werd' Sie hinbegleiden.“  
Das war nu ganz mei' Fall.

Und underrwegs, da kaufte  
Ich einen Blumenstrauß,  
Und gab fir Schogolade  
Noch zwanzig Pfennige aus.

Doch als de Bürgerweife  
Gredich nach eunger Zeit,  
Frug, ob ich bißte bleiben,  
Ich sagt de hießes Maid.

Da schidbelt sie das Rebbchen  
Und lacht berzu ganz fein —  
„Ich hab' hier' mech' fei leise,  
„Ach fleenes — Schöndlichein!“

Und richtig nahde Gener  
Echon un'rem Blage sich;  
Ich gonnte gar' noch sagen:  
„Nu ab'n — empfiüle mich!“

Des Leufels Wanf.

Die Spielbank zu Monte Carlo, wo selbst das Rupfen der Gimpel im Großen betrieben wird, ist bekanntlich ein Uebermenschenwesen, und welches fast ausschließlich Repräsentanten der höchsten Selekts- und Finanzaristokratie besetzt sind. Von der Verwaltung dieser hohen Herren werden selbstverständlich am Jahresabschluss ein Rechenschaftsbericht abgelegt, der für das prozente Volk freilich nicht bestimmt ist. Aus dem Bericht für das abgelaufene Jahr sind einige Details bestimmt geworden, welche auf die geradezu schrecklichen Gewinne dieser Spielbank schließen lassen. In der Generalversammlung der Aktionäre vom 1892 wurde berichtet, daß im Geschäftsjahre 1892 die Spielbank sich um 25,800,000 Frs. bezifferte, 2 1/2 Millionen mehr wie im Vorjahre. Im abgelaufenen Geschäftsjahre betrug der Reingewinn 23 Millionen Franks. Als Dividende konnten danach verteilt werden 235 Frs. für jede Aktie oder 47 Prozent. Der Nominalwert dieser Aktien betrag 500 Frs. für die Aktie, der wirkliche Wert aber 2400 Frs., das heißt, daß der darauf geleisteten Einzahlung. Der den Aktionären zuzulegende Reingewinn von 25 Millionen betragend, welche allenfalls nicht die Summen, welche alljährlich an dieser Stelle verloren werden. Rednet man hierzu die großen Unkosten, die auf der Unterhaltung und dem Betriebe lasten, die Zuzahlung an die Pensionskasse der amnähend 1100 Beamten der Bank, die zu zahlenden Unterhaltungen, an durch die Bank räumte Spieler, die an den Fünftagen zu Monaco zu zahlende Jahresrente von 2 Millionen Franks, die Bestreitung der Verwaltungskosten für das Fürstenthum Monaco und ferner die Summen, welche von Spielern gewonnen sind, so mag sich der Betrag verdoppeln und damit eine Höhe erreichen, die in der That erschreckend ist. Dem Vernehmen nach geht die Spielbankgesellschaft zu Monte Carlo mit dem Plane ein, in dem Badort Montecarlo im Großherzogthum Luxemburg ein Füllgeschicht zu errichten, für welche die Aktionäre die Gesellschaft sämtlichen 9 Millionen Franks betragende Staatskosten des Großherzogthums übernehmen will. Diese Erlaubnis wird schwerlich erteilt werden.

Die schrecklichen Kinde. Herr G. heißt, trotzdem er sich den fünfzigjährigen bedeutlich nähert, noch eine Fülle an Hauptarbeit, die das Staunen und die Bewunderung auch seiner jüngsten Freunde erregt. Einem von diesen war es neulich ganz eben seine Absicht beschieden, das Geheimniß dieses Haarfamendes zu erschauen. Er machte Herrn G. einen Besuch und mußte im Salon warten, wo der Sohn des Hausherrn, ein effizienter Knecht, der eifrig in einem Photographie-Album blätterte, ihm Gesellschaft leistete. Da auf einmal rufte der Knecht, auf ein Portrait zeigend: „Sieh mal, das ist Papa! Aber es ist schon lange her. Es ist von damals, als Papa gar keine Haare mehr hatte!“

Der berühmte Herr G. erz. Die Frau Commercciantin hat einen neuen Stubenböhmer kommen lassen. „Machen Sie Ihre Sache aber auch gut!“ — „O, gnädige Frau, gehen Sie nur nebenan bei Oberst's und erkundigen Sie sich. Auf dem Parquet des großen Saales allein haben im vergangenen Winter fünf Personen den Fuß gebrochen, und eine Dame ist bei der großen Treppe herabgestürzt. Und Saal und Treppe habe ich geböhnt!“

Der fängliche Wende. Staatsanwalt: „Der Angeklagte hatte 24 Döhren gestohlen! Vergewöhnlichen Sie sich die Zahl, das sind noch einmal so viel wie Sie, meine Herren Geschworenen!“

Ein Tröstlicher. Richter: „Wie alt, mein Fräulein?“ — Fräulein (nach langem Sägen): „Achtundzwanzig!“ — Richter: „Nun, sehen Sie, es ist ja noch lange nicht so arg, wie ich's mit gedacht habe!“

Ussrede. Gast: Herr Wirth, Sie haben den Preis des Cognack's erhöht, aber die Gläser sind viel kleiner als früher! — Wirth: Ja, aber die Flasche ist größer!